



Komplexlabor
Digitale
Kultur

Working Papers

Nr. 04 | 2023

Mediengeschichten und Third Mission

Stefan Meißner

A background network diagram with grey nodes and lines connecting them, forming a complex web of connections.

HOME
HOCHSCHULE
MERSEBURG

University of
Applied Sciences

Stefan Meißner

Mediengeschichten und Third Mission



© Merseburg 2023

DOI: <http://dx.doi.org/10.25673/113017>

Gestaltung: Joana Mauer
Bildnachweis: freepik.com

Zitation: Meißner, Stefan (2023): Mediengeschichten und Third Mission. KDK Working Papers Nr. 4. Merseburg. DOI: 10.25673/113017.

Die KDK Research Papers werden vom Komplexlabor Digitale Kultur der Hochschule Merseburg herausgegeben. Die Verantwortung gegenüber den Thesen, Positionen und Meinungen in den veröffentlichten Beiträgen liegt alleinig bei den Autorinnen und Autoren.

Kontakt

Komplexlabor Digitale Kultur
Prof. Dr. Stefan Meißner
Eberhardt-Leibnitz-Straße 2
06217 Merseburg
E-Mail: stefan.meissner@hs-merseburg.de
Web: <https://digitalekultur.hs-merseburg.de>

Abstract

Der Aufsatz berichtet von zwei Geschichten technischer Kommunikationsmedien: Telegrafie und Computer. In diesen beiden Fallgeschichten wird gegen die übliche Vorstellung argumentiert, dass technische Kommunikationsmedien auf einen gesellschaftlichen Bedarf reagieren würden. Vielmehr wird auf »historische Kontingenzen« verwiesen. Anschließend werden daraus resultierende Konsequenzen für die Anwendungsorientierung wissenschaftlichen Wissens von HAWs und deren Third Mission-Aktivitäten dargestellt.

Keywords

Telegrafie, Computer, Mediengeschichte, Third Mission, Technik

Autor/-in

Stefan Meißner ist Professor für Medien- und Kulturwissenschaften an der Hochschule Merseburg.

Anmerkungen

Der Text basiert auf einem Vortrag, den der Autor im Rahmen der Langen Nacht der Forschung am 2.11.2023 an der Hochschule Merseburg gehalten hat.

Einleitung

Wir sind alle mit den verschiedensten technischen Medien verstrickt – und das nicht erst seit dem neuesten und gegenwärtigen Hype um »künstliche Intelligenz«. Spätestens seit dem 19. Jahrhundert kommunizieren wir nicht mehr nur Face-to-Face oder schriftvermittelt, qua Sprache oder mit Büchern, Flugblättern, Zeitungen und Briefen, sondern wir kommunizieren mithilfe technischer Kommunikationsmedien.

Der enorme Fortschritt unserer Gesellschaften hinsichtlich der Ernährung der Menschen, deren Gesundheit und Bildung, des volkswirtschaftlichen Reichtums, der politischen Repräsentation, der wissenschaftlichen Erkenntnis und der rechtlichen Verfasstheit – kurzum unser kompletter Alltag und unsere Lebensweisen werden durch die Erfindung und den Gebrauch technischer Kommunikationsmedien bestimmt. Doch obwohl diese Medien – nicht erst seit dem Smartphone in der Tasche – derart omnipräsent sind, geraten diese zumeist einzig als Werkzeuge für die unterschiedlichsten gesellschaftlichen Bereiche in den Blick.

Damit wird die Vorstellung evoziert, dass die Gesellschaft oder zumindest eine hinreichende Anzahl von Menschen ein konkretes Bedürfnis nach Kommunikation verspüren würde, das dann mithilfe der Kommunikationsmedien gestillt werden kann. Gedacht wird dann, dass das Telefon entstand, weil Menschen miteinander ortsunabhängig reden wollten. Oder dass das Radio den lang gehegten Wunsch nach Information und Unterhaltung befriedigen konnte oder dass das Fernsehen als Fenster zur Welt konzipiert wurde. Und schließlich, dass *Instagram* und *TikTok* endlich Kommunikationsweisen jenseits des Textes für alle verfügbar machen würden. Die grundlegende Vorstellung besteht also darin, dass die Erfindung von Kommunikationsmedien auf ein gesellschaftlich-menschliches Bedürfnis reagieren würde.

Obwohl diese Vorstellung weit verbreitet ist, scheint sie dennoch historisch unzutreffend zu sein. Vielmehr ist bei allen Kommunikationsmedien zu beobachten, dass die intendierte Funktion oder die ersten Gebrauchsweisen nie mit dem Nutzen übereinstimmten, den wir heute ganz evident den verschiedenen Medien zuweisen. Medien werden technisch realisiert und erfahren irgendeinen Nutzen oder sie werden einfach wieder vergessen. Deshalb ist die Geschichte der Moderne auch voll von technischen Kommunikationsmedien, die sich eben nicht durchsetzen und keinen sinnvollen Gebrauch stiften konnten:

Oder kennen Sie das Minitel? Wussten Sie, dass das Fax technisch bereits in der Mitte des 19. Jahrhunderts parallel zur Telegrafie erfunden wurde? Können Sie sich an die Kampagne von AT&T in den 1990er Jahren erinnern, die vergeblich versuchte, das Bildtelefon einzuführen? Kennen Sie noch die *Himmelsschrift GmbH*, die schon in den 1920er Jahren mit rauchablassenden Doppeldeckern den Himmel zu riesengroßen Werbe-Displays umfunktionierte?

In Frage steht daher, warum unser alltäglicher Blick auf die uns zuhandenen Medien so sehr von der historischen Wirklichkeit abweicht? Warum wir immer noch Medien als Optimierungsmöglichkeit von bestehenden Kommunikationsbedürfnissen auffassen? Und wie man die Beziehungen von Medien und Gesellschaft, von Mensch und Technik eigentlich richtig fassen müsste.

Ich möchte Sie nun nicht mit den inner- und interdisziplinären Perspektiven und Problemstellungen einer Soziologie, einer Medienwissenschaft, einer Geschichtswissenschaft und einer Technikgeschichte langweilen – dies hebe ich mir für Fachtagungen und eine Monographie auf –, sondern ich möchte Ihnen anhand zweier sehr unterschiedlicher Medien einen möglichst plastischen und nachvollziehbaren Einblick in meine Forschungen darbieten.

Die beiden Medien, die ich dabei im Blick habe, sind zum einen die *Telegrafie* als das erste Medium, das Kommunikation jenseits des Transports von Dingen ermöglichte, und zum anderen der *Computer*, begriffen als materielle Verkörperung einer Geistes-technologie.

Im zu schreibenden Buch werden dann auch andere Kommunikationsmedien wie die Fotografie, das Radio, der Film oder das Fernsehen beleuchtet. Auch wird dort das erarbeitete Analyseschema, welches eine Weiterentwicklung der Medium/Form-Unterscheidung von Niklas Luhmann ist, ausgebreitet. Hier werde ich das nur andeuten und nicht weiter explizieren. Ich werde daher einzig ein paar Geschichten erzählen und keine Geschichte entwerfen.

1

Wenn ich Telegrafie sage, werden Sie wahrscheinlich ein irgendwie rhythmisches Diit-dit-dit-diit-dit in Ihrem Kopf haben und vielleicht zudem einen U-Boot-Offizier mit rhythmischen Fingerschlägen vor Ihrem geistigen Auge sehen, der – wie Sie mir sicher erklären könnten – mithilfe von Morsecode Nachrichten sendet und empfängt. Und mit diesem Bild im Kopf werden Sie zugleich eine Antwort hinsichtlich des gesellschaftlichen Gebrauchs dieser Kommunikationstechnologie formulieren können: Telegrafie ist eine äußerst schnelle, orts- und wetterunabhängige Möglichkeit, Nachrichten von A nach B zu senden.

Und vielleicht empfinden Sie eine Art prometheischen Stolz, dass wir Menschen eine solche Technik zum Wohle der Menschheit entwickeln konnten, die es in der Natur bei allen evolutionären Wundern nun wirklich nicht gibt.

Auch wenn ich Sie, ob Ihres historisch falschen Bildes, enttäuschen muss: Telegrafie war zunächst weder auditiv erfahrbar noch war der Morsecode die einzige Codierungsmöglichkeit. So möchte ich Sie nicht belehren – das behalte ich mir für

die Studierenden vor –, sondern möchte vielmehr begreifbar machen, dass sich die Erfindung und Etablierung der Telegrafie vor einem gänzlich anderen Problemhorizont vollzog.

Wir springen in die Zeit um 1800, zu Lebzeiten von Napoleon, der gerade dabei war, die französische Revolution zu einer europäischen Angelegenheit zu machen. Elektrizität war den meisten Zeitgenossen noch vollkommen unbekannt, wenngleich einige Gelehrte schon von Galvanis Experimenten mit zuckenden Froschschenkeln und von einer Installation der so genannten Voltaschen Säule gehört hatten.

Die menschliche Mobilität war damals auf den eigenen Körper und auf – diesen ziehen könnende – Tiere beschränkt. In dieser Zeit hatte niemand Interesse zu erfahren, was – vom europäischen Standort aus gesehen – in Asien, Afrika oder Amerika stattfand. Selbst heutige Pendelentfernungen für Studierende von Leipzig nach Merseburg waren beschwerliche, unnötige und für die meisten unbezahlbare Tagesreisen. Niemand hatte Interesse an Tele-Kommunikation. Dennoch wurde zu dieser Zeit in wissenschaftsnahen Experimentierstübchen die Telegrafie, als erste Fernkommunikation, erfunden.

Einer der ersten funktionierenden Telegrafen basierte auf Elektrolyse. Also genau dem Verfahren der elektrisch induzierten Spaltung von Wasser in Sauer- und Wasserstoff, dem wir auch in Merseburg wieder eine erhöhte Aufmerksamkeit im Zuge der gegenwärtigen Energiewende schenken. Samuel Thomas Sömmering (vgl. Haase 1996: 57ff.) baute als telegrafischen Empfangsapparat eine Art Orgel, bestehend aus 26 mit Wasser gefüllten Glaskolben, die jeweils durch ein Kabel mit dem Sender verbunden waren. Jede Wassersäule stand dabei für einen Buchstaben im Alphabet. Durch gezielt-getakteten Stromfluss konnte nun ein Blubbern erzeugt und damit Nachrichten von dem einen in den anderen Raum übertragen werden. Doch weder diese Technik noch die Telekommunikation setzte sich damals durch. Auch die schon etwas frühere Experimentalanordnung von Salvá y Campillo, die statt des elektrolytischen Verfahrens einfach 26 mit Kabeln verbundene und dadurch Stromstöße spürende Menschen vorsah, findet ihren Platz nur noch im anekdotischen Geschichtsbuch der gescheiterten und nicht etablierten Erfindungen unserer modernen Welt.

Warum kam es 40 Jahre später dennoch zu einem derart aufsehenerregenden Hype um die Telegrafietechnik, der eine unterirdische(!) Telegrafienstrecke von Berlin nach Frankfurt binnen neun(!) Monaten, vom königlichen Dekret bis hin zur Inbetriebnahme, ermöglichte? Und der bereits in den 1850er Jahren zur Verlegung eines Atlantikkabels führte? Man muss sich die dafür notwendigen gesellschaftlichen Ressourcen vor Augen führen, die für eine solche Unternehmung notwendig waren. Da kein Schiff der Welt das Kabel hätte allein transportieren und auslegen können, wurden

die beiden größten Schiffe von den beiden Küsten aus losgesandt, um sich in der Mitte zu treffen und dort die beiden Kabelenden miteinander zu verspleißen.

Und wenn ich Ihnen dann noch sage, dass beide erwähnten Unternehmungen nach äußerst kurzer Betriebsdauer direkt wieder versagten und es am Ende des 19. Jahrhunderts dennoch ein weltumspannendes Telegrafensystem gab, dass die Geschichte der Reise um die Welt in 80 Tagen überhaupt erst ermöglichen konnte, dann bleibt die Frage; warum dann, warum nicht früher oder später?

2

Ich möchte mir die Antwort auf diese Frage noch etwas aufheben und muss Ihre Geduld noch etwas strapazieren. Denn ich will vielmehr noch ein weiteres Jahrhundert zurückspringen, also in die Zeit um 1700, um mich nun dem anderen Medium zuzuwenden. Das Zeitkolorit erspare ich Ihnen, aber von Moderne war für die allermeisten noch nichts zu spüren. In dieser Zeit war es Gottfried Wilhelm Leibniz, der den Computer erfand.

Das ist freilich – um Sie zu irritieren – etwas zugespitzt formuliert, weil wir alle den Computer als Maschine und als Erfindung des Zweiten Weltkriegs im Kopf haben. Die Erfindung dieses Apparats, genannt »Computer«, müssen wir jedoch aller popkulturellen Einredungen zum Trotz weder den Amerikanern noch den Engländern in ihrem Kampf gegen Nazi-Deutschland zuschreiben, sondern vielmehr dem deutschen Konrad Zuse, der inmitten des Zweiten Weltkriegs in Berlin und Göttingen den ersten funktionsfähigen Computer als Universalmaschine konstruierte.

Aber zurück zu Leibniz: Leibniz konsolidierte eine längere Entwicklung von so genannten »operativen Schriften« in seiner Erfindung des Kalküls. Das – und nicht dessen Erfindung des Binärzahlensystems wie einige Spitzfindige unter Ihnen womöglich dachten – ist für mich die entscheidende Zäsur in der Computerentwicklung.

Doch was meine ich mit »operativen Schriften« (vgl. Krämer 1993)? Dazu müssen Sie mir kurz Ihre Aufmerksamkeit für rein medienwissenschaftliches geben: Die Erfindung der Schrift war eine ziemlich erfolgreiche und auch folgenreiche Technikeinführung, die – jedenfalls bei uns – in Form von alphabetischer, d.h. phonografischer, Schrift jedoch einen die Sprache nur reproduzierenden Charakter besaß. Für uns jedenfalls war es möglich, die vergängliche Sprache schriftlich zu fixieren; für die Chinesen, die Ägypter oder die Maya war und ist Schrift freilich etwas total anderes, weil deren Schriften eben nicht Laute, sondern Konzepte bzw. Ideen symbolisierten und symbolisieren. Aber mit unserer alphabetischen Schrift wurden nicht nur sprachliche Laute, sondern auch Zahlen symbolisch fixierbar, zunächst in römischer Schreibweise.

Schrift reproduziert demnach Sprache und macht sie durch die Speicherung auf einer Oberfläche verfügbar. Aber: Mit römischen Zahlenzeichen kann man nicht rechnen – jedenfalls nicht schriftlich. Erst die Übernahme arabischer Zeichen für die Ziffern und die gleichzeitige Einführung des Dezimalsystems sowie die dadurch notwendige Erfindung der Ziffer »0« ermöglichten eine operative Schrift; also eine Schrift, die nicht nur etwas repräsentiert und darstellt, sondern zugleich etwas produziert und damit gleichsam herstellt.

Wir können uns das an der Kulturtechnik der schriftlichen Multiplikation sehr gut vergegenwärtigen. Man nutzt die Logik des Dezimalsystems, um große Faktoren in kleine Faktoren des Einmaleins zu zerlegen, die mit unseren beschränkten Geisteskapazitäten im Kopf berechenbar sind. Wir haben das allesamt in der Schule gelernt und können – bzw. konnten das einmal – zumeist ohne wirklich zu wissen, warum und wie das funktioniert. Wir nutzen also beim schriftlichen Rechnen Schrift nicht in einem nur reproduzierenden, aufschreibenden Sinne, sondern zugleich in einem operativen, herstellenden Sinn, ohne die Funktionsweise wirklich verstehen zu müssen. Und das erscheint mir zentral: Mit operativen Schriften entlasten wir uns vom Sinn, also vom Verstehen der von uns ausgeführten Prozeduren; wir folgen einem Algorithmus, das heißt einer Rechenvorschrift, ohne den Sinn des Ganzen notwendigerweise verstehen zu müssen. Wir rechnen schriftlich, indem wir schrittweise Rechenvorschriften vollziehen und begnügen uns mit dem Ergebnis.

Dieser Aspekt wird nun zunächst von Descartes auf die Geometrie und anschließend von Leibniz auf die Algebra angewandt, so dass unsere neuzeitliche Mathematik zu einer schrift- bzw. zeichenbasierten eigenlogischen Welt emergieren kann (vgl. Krämer 1991). Also einer Welt, die mit der uns umgebenden Wirklichkeit nichts mehr zu tun hat – oder haben Sie schon einmal die »Null« gezählt? Wir können zwar (nahezu) alles der unsrigen Welt in Mathematik übersetzen – wir können Tonfrequenzen, Bilder und Videos mathematisieren und sodann digitale Komprimierungsverfahren ersinnen. Wir mathematisieren soziale Beziehungen, Wirtschaftszusammenhänge, wir haben Klimamodelle etc., aber unsere Welt an sich ist keine mathematische Welt. Mathematik und die damit erzeugten Modelle sind vielmehr ein Layer, eine Filterschicht, die wir über unsere Welt legen können, um diese besser verstehen zu können und in gewisser Weise prognostizierbar zu machen; aber es bleibt ein Modell unserer Wirklichkeit.

Diese Geistestechnologie einer eigenlogischen Mathematik, auf Basis operativer Schriften, hat den gleichen Rang inne wie das wissenschaftliche Experiment, das zur Ausdifferenzierung der so genannten Naturwissenschaften führte. Denn erst durch diese Geistestechnologie kam der Gedanke auf, dass das Denken selbst mechanisierbar sein könnte und somit auf Maschinen übertragen werden könnte, wovon Charles

Babbages Differenz-Maschine zeugt. Mit der Entdeckung der Elektrizität erschien das Denken sodann digital reproduzierbar, das heißt auf »0« und »1« bzw. auf »an«/»aus« zurückführbar.

Wenn man diese Perspektive auf den ›Computer‹ anlegt, wird es irrelevant, ob dieser Computer in der Von-Neumann-Architektur mit CPU konstruiert wird oder ob es sich um einen so genannten Parallelcomputer handelt oder ob es ein Quantenrechner ist. Denn diese durchaus verschiedenen und hochkomplexen Materialisierungen basieren allesamt auf der Entwicklung einer Schrift, die nicht nur die Sprache reproduzierend fixiert, sondern eben auf einer operativen Schrift, die etwas Neues auf Basis eines einfachen Regelsystems herzustellen vermag. Das war der entscheidende Schritt, den Leibniz mit seiner Idee des Kalküls in die Welt setzte.

3

Wenn man diese lange Geschichte des Computers als Entwicklung der letzten 300 Jahre fasst, wäre wieder die Frage zu stellen, warum sprechen wir heute von Digitalisierung? Warum ist das jetzt ein Forschungsschwerpunkt zum Beispiel an einer Hochschule für angewandte Wissenschaften?

Diese Fragen zu beantworten, wäre aber aus meiner Sicht ebenso müßig wie die Frage zu stellen, die im Verlauf meiner bisherigen Ausführungen womöglich in Ihnen unweigerlich aufgestiegen ist: Warum gibt es an einer solchen Fachhochschule, die doch das bestehende wissenschaftliche Wissen anwendungsorientiert in die Welt bringen will; warum gibt es an solch einer Hochschule einen Professor, der sich erlaubt, solche Fragen zu stellen? Wie kommt dieser Mann an unsere Hochschule; wer hat da nicht aufgepasst; wie können wir die Berufungsverfahren ändern, damit so etwas nicht mehr vorkommt?

Beide Fragen, also sowohl die Frage nach dem historischen Erscheinen bestimmter Medien in der Gesellschaft als auch die Frage nach der Besetzung einer professoralen Hülse durch eine spezifische Person kann aus meiner Sicht nur mit der Formel der »historischen Kontingenz« beantwortet werden: Sowohl technische Kommunikationsmedien als auch Besetzungen an Hochschulen sind weder notwendig, noch unmöglich – und so ist unsere Welt. Sie bleibt in all ihren konkreten Phänomenen weder notwendig noch unmöglich und ist, wie sie ist.

Dass wahrscheinlich alle hier im Raum versammelten Menschen diese Antwort für eigentümlich unbefriedigend halten, weil sie ja nichts zu erklären vermag, hängt meines Erachtens mit Leibniz' Idee des Kalküls zusammen, vor allem aber mit dem weit verbreiteten Missverständnis dieser Idee; dass nämlich ein Kalkül der Welt, die Welt selbst sei. Ein Kalkül ist aber nicht die Welt, sondern nur eine Modellvorstellung

der Welt, so dass auch Gesetze, Gesetzmäßigkeiten und Regeln eben keine Eigenschaften der Welt sind, sondern einzig seit ein paar Jahrhunderten sich zunehmend verbreitende Vorstellungen von Beobachtern dieser Welt.

Meine Forschungen zur Geschichte der modernen Kommunikationsmedien stellen demnach die weithin gepflegte Vorstellung eines kalkulierbaren, gesellschaftlichen Bedarfs, der historisch auch als Gesetzmäßigkeit rekonstruiert werden kann, eklatant in Frage. Kommunikationsmedien reagieren nicht auf irgendeinen vorhandenen Bedarf, sondern sie generieren vielmehr diese Bedürfnisse in unvorhersehbarer Weise. Medien optimieren nicht Kommunikation, sondern Medien erzeugen erst unsere kommunikative Wirklichkeit. Das ist zunächst noch gar nicht mit einer Wertung verbunden: Wir können uns an dieser kommunikativen Wirklichkeit durchaus erfreuen, wenn wir beispielsweise inmitten der Natur auf dem Smartphone live das Fußballspiel unseres Lieblingsvereins verfolgen können. Wir können an ihr aber auch aufgrund der permanent auflaufenden E-Mails, Nachrichten und Bilder schier verzweifeln. In jedem Fall aber erscheint sie uns als eine Wirklichkeit, die wir selbst immer weniger im Griff haben, die unsere Selbstbestimmtheit und Souveränität als Menschen ebenso in Frage stellt, wie die Steuerungsmöglichkeiten auf gesellschaftlicher Ebene. Wir sind unentwirrbar in Medien verstrickt und können uns gar kein Bild, gar keine Vorstellung von der Welt ohne Medien machen.

Wir können aber – und das wäre aus meiner Sicht durchaus anwendungsorientiert zu verstehen – eine Beschreibung dieser Wirklichkeit anfertigen, die drei Ebenen unterscheidet: Erstens die Technik, zweitens den Menschen und drittens die Gesellschaft.

Erstens muss jedes Kommunikationsmedium technisch, und das heißt im Medium der Kausalität, hinreichend reproduzierbar funktionieren. Jedes Kommunikationsmedium muss zweitens mit Ausschnitten des Menschen, d.h. mit seiner spezifischen Wahrnehmungs- und Denkfähigkeit, aber auch mit dem ihn zuhandenen Körper, zum Beispiel mit den immer zu dick scheinenden Fingern, gekoppelt werden. Zudem muss drittens jedes Kommunikationsmedium durch gesellschaftliche Kommunikationsweisen spezifisch getaktet sein; es muss sozial eingehegt werden. Erst im Zuge der gesellschaftlichen Evolution kann eine Antwort auf diese drei Problemhinsichten gefunden werden, so dass aus einer Technik ein selbstverständlich gebrauchtes Kommunikationsmedium werden kann.

Wann, warum und wie dies konkret geschieht, ist nicht prognostizierbar und auch nicht steuerbar. Wir können einzig versuchen – so paradox es zunächst klingen mag – die »Evolution« anzuzetteln. Wir müssen also stets ein paar Spaghetti an die Wand werfen und hoffen, dass sie hängen bleiben. Wir müssen Modelle entwerfen, Konzepte testen und Hypothesen formulieren und hoffen, dass diese als Weltdeutungen und damit als Orientierungsmöglichkeiten in der Welt haften bleiben.

Und dieses so gar nicht instrumentalisierbare und prognostizierbare Tun, dieses unentwegte Hinaufrollen des Steins durch Sisyphos, ist nicht als Eingeständnis in die geringe Sinnigkeit von Drittmittelforschung oder von Third Mission-Aktivitäten auch an unserer Hochschule zu verstehen. Vielmehr sollte die Metapher des ›Spaghetti-an-die-Wand-Werfens‹ als Aufforderung verstanden werden, öfters auch einfach mal etwas zu tun, ohne schon vorher zu wissen, ob es funktioniert; etwas ins Offene zu unternehmen, ohne im Vorfeld schon Erfolgsaussichten zu protokollieren; etwas zu wagen und mit den vorhandenen Konzepten und Modellen unserer Welt zu spielen. Und das benötigt auch immer etwas Spielgeld als zu investierendes Kapital.

Eine Hochschule für angewandte Wissenschaften könnte ihren Sinn dann nicht nur in der Umwandlung von wissenschaftlichem Wissen in anwendungsorientierte Techniken und Konzepte für verschiedene Bereiche der Gesellschaft sehen. Vielmehr könnte sie sich selbst als eine vorweggreifende, d.h. präventiv wirksame Therapie auffassen. Eine Therapie, die die notwendig entstehenden Enttäuschungen bei den Menschen und in Teilen der Gesellschaft kuriert. Und Enttäuschungen entstehen immer, wenn fälschlicherweise unsere Welt als nur technisch, d.h. als steuerbar, als manipulierbar und somit als verfügbar gedacht wird.

Wir Mitglieder an Hochschulen für angewandte Wissenschaften könnten aufzeigen, dass es einen prinzipiellen Unterschied gibt zwischen einem wissenschaftlichen Wissen, das auf operativem Schriftgebrauch basiert und einem gesellschaftlich anwendbaren, nützlichen Wissen, das sich zur Welt als solcher verhalten muss. Wir würden dann nicht einzig auf ›Technik‹ als mögliche Form der Übersetzung des einen Wissens in das andere setzen, sondern könnten zugleich die Bedingungen der Möglichkeit von Technik aufzeigen; also dass Technik – egal ob es sich dabei um eine Elektrolyseanlage zur Wasserstoffproduktion, um einen Businessplan oder um ein sexualwissenschaftliches Präventionskonzept handelt –, dass Technik die Welt eigentümlich auf eine einzige Deutung dieser Welt, auf ein spezifisches Modell von Welt reduziert.

Anwendungsorientierung könnte dann einerseits die Exzesse einer rein technischen Modellierung von Welt einberechnen und könnte andererseits die damit verbundenen notwendigerweise entstehenden Enttäuschungen berücksichtigen, die immer dann entstehen, wenn etwas nicht funktioniert: Wenn der Zug nicht pünktlich kommt, wenn es trotz aller Prävention weiterhin Sexismus, Rassismus und eklatante ökonomische Ungleichheit gibt. Wenn das aufgelegte Gesetz, nicht die avisierten Konsequenzen zeitigt, wenn Windräder aufgrund ungenügender Speicherkapazitäten stillstehen, wenn der Computer abstürzt oder wenn das Berufungsverfahren einen, hier so verquer denkenden, Professor auf Lebenszeit verbeamtet.

Anwendungsorientierung und Third Mission würden dann als Möglichkeit der gesellschaftlichen Therapie in den Blick kommen, als präventive Therapie hinsichtlich der ökonomischen, politischen, rechtlichen und umweltzerstörenden Exzesse einer einzig technisch begriffenen Welt. Die von mir vorgelegten Beschreibungen der technischen Kommunikationsmedien verstehen sich als Beschreibungen in dieser ange deuteten therapeutischen Absicht und mahnen die Gesellschaft und damit auch Sie, dass Kommunikation an sich nichts Positives ist und dass die Optimierung von Kommunikation nicht das Endziel unserer Gesellschaft darstellt. Wir sind nicht auf der Welt, um noch mehr E-Mails zu bearbeiten, um noch mehr Fotos zu machen oder noch mehr Insta-Storys zu produzieren, um noch schneller zu funken, noch mehr zu schreiben oder zu sprechen.

Und daher ende ich auch jetzt und danke Ihnen für Ihre mir geschenkte Aufmerksamkeit.

Literaturverzeichnis

- Haase, Frank (1996): DIE REVOLUTION DER TELEKOMMUNIKATION. DIE THEORIE DES TELEKOMMUNIKATIVEN APRIORIS. Baden-Baden: Nomos
- Krämer, Sybille (1991): BERECHENBARE VERNUNFT. KALKÜL UND RATIONALISMUS IM 17. JAHRHUNDERT. Berlin/New York: de Gruyter.
- Krämer, Sybille (1993): OPERATIVE SCHRIFTEN ALS GEISTESTECHNIK. ZUR VORGESCHICHTE DER INFORMATIK.. In: Hastedt, Heiner/Schefe, Peter/Dittrich, Yvonne/Keil, Geert (Hg.): Informatik und Philosophie. Mannheim/Leipzig/Wien/Zürich: BI Wissenschaftsverlag, S. 69-84.